

Rezensionen

Klassiker der Psychologie. Herausgegeben von Helmut E. Lück, Rudolf Miller und Gabi Sewz-Vosshenrich. Stuttgart–Berlin–Köln: W. Kohlhammer 2000, 248 Seiten. Preis: € 25. ISBN 3-17-015914-3.

Über die Platzierung der Psychologie im Konzert der Wissenschaften herrscht ein merkwürdiger Zwiespalt. Außenstehende rechnen sie zu jenen wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit dem Menschen beschäftigen, während viele Psychologen ihre fachliche Identität in den harten Wissenschaften sehen. Unvergleichlich sicherer scheinen sich Psychologen allerdings darüber zu sein, was in der Geschichte ihres Faches bedeutend war und wer zur Entwicklung des Faches beigetragen hat. Das vorliegende Werk gibt sowohl für die historische wie die internationale Dimension berechtigte Auskunft. Auf nicht einmal 250 Seiten werden zehn historische Wegbereiter der Psychologie (aus sechs verschiedenen Wissenschaftskulturen) – beginnend bei dem wohl weitgehend unbekanntem Spanier Juan Huarte, der 1575 ein Buch über „Die Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften“ veröffentlichte, bis hin zum Amerikaner William James, der 1890 seine „Principles of Psychology“ publizierte –, siebzehn klassische Arbeiten des 20. Jahrhunderts und neun Werke, die nach 1945 herauskamen, knapp, nach einem einheitlichen Muster und höchst kompetent vorgestellt.

Die Klassiker der mittleren Periode beginnen 1900 mit Sigmund Freuds „Traumdeutung“ und reichen bis 1938, als Burrhus Frederic Skinner sein „Behavior of Organism“ veröffentlichte; die Nachklassiker setzen mit Max Wertheimers „Productive Thinking“ 1945 ein und erstrecken sich bis zur 1978 erschienenen Arbeit von Roger G. Baker (und Mitarbeitern) über „Habitats, Environments and Human Behavior“.

Die Galerie der 36 Meisterwerke spiegelt auf bemerkenswerte Weise den durch die Vertreibungs- politik der Nazis erzwungenen *brain drain*: Von den deutschen und österreichischen Psychologen, von denen Werke aufgenommen wurden und die lange genug lebten, um in den 1930er-Jahren vor der Entscheidung zu stehen, ihre Heimat verlassen zu sollen, taten diesen Schritt alle: Freud Vater und Tochter, Alfred Adler und das Ehepaar Bühler, William Stern, Wolfgang Köhler, Kurt Lewin, Max Wertheimer und Fritz Heider. Die Liste der Klassiker unterstreicht aber auch die Fähigkeit der Amerikaner, diese intellektuellen Anregungen aus Europa aufzunehmen und mit ihren eigenen Traditionen fruchtbar zu verbinden. Folgerichtig erschienen dann auch die Klassiker von nach 1945 mit nur zwei Ausnahme (Jean Piaget & Bärbel Inhelder und Lorenz) in den USA.

Natürlich könnte man bei einer so kleinen Stichprobe Auslassungen monieren und beispielsweise Ernst Kretschmer oder Erich Jaensch, Gordon W. Allport, Neopsychoanalytiker, Esward Bradford Titchener oder Aleksandr Romanovič Lurija und Lev Semenovič Vygotskij hineinreklamieren, doch hätte dies das schmale Buch einfach nur dicker, nicht aber notwendigerweise besser werden lassen.

Der sehr einheitliche Aufbau der einzelnen Beiträge, die klare Sprache und die insgesamt ausgewogene internationale Auswahl wiegen allerdings mehr als jede Beckmesserische Nörgelei über fehlende Werke.

Das wirkliche Rätsel, welches das Buch gar nicht zu lösen anstrebt, aber einem Fachfremden ins Auge sticht, liegt darin, dass die Psychologie ungleich ihren Nachbardisziplinen, die sich mit anderen Aspekten menschlicher Existenz auseinandersetzen, über einen Kanon klassischer Texte verfügt und dabei nationalkulturelle Idiosynkrasien vermeidet.

Christian Fleck
(Graz)

Ernst C. Stiefel / Frank Mecklenburg: Deutsche Juristen im amerikanischen Exil (1933-1950). Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1991, VIII, 236 Seiten. Preis: € 64. ISBN 3-16-145688-2.

Mittlerweile gibt es zu fast allen Berufsgruppen, die von den Nazis vertrieben wurden, Überblicksdarstellungen. Viele dieser Werke stammen von Verfassern, die selbst zu den zu Analysierenden gehörten und daher die spezifischen Erfahrungen der Vertriebenen plastisch zu schildern vermögen. Diese Eigengeschichten sind in der Regel ein wenig problematisch, weil zwar die Innensicht der in der Fremde Gestrandeten gut wiedergegeben wird, die wünschenswerte Distanzierungsleistung aber selten gelingt.

Das hier (verspätet) anzuzeigende Buch stellt in dieser Hinsicht eine Ausnahme dar, weil sein Seniorautor zwar selbst zur Gruppe der vertriebenen Juristen zählte, Stiefel aber in der Person des Historikers Frank Mecklenburg vom New Yorker Leo Baeck Institute einen Mitarbeiter fand, der nicht nur einen Großteil der Recherchearbeiten erledigte, sondern offenbar auch die professionellen Tugenden seines Faches einzubringen vermochte.

Deutsche und österreichische Juristen, die in die USA emigrierten, befanden sich im Unterschied zu vielen anderen Berufsgruppen in einer besonders misslichen Lage. Ihre Ausbildung war in der gänz-

lich anderen Welt des *case law* nahezu wertlos, was sie zwang, entweder als Studenten noch einmal von vorn zu beginnen oder nach Nischen Ausschau zu halten, in denen sie ihr Bildungskapital einigermaßen zufriedenstellend verzinst sehen konnten. Letzteres macht sie unter dem Gesichtspunkt des Wissenstransfers zu einer besonders aufschlussreichen Berufsgruppe. Neben jenen, die versuchten, in verwandte akademische Felder zu wechseln (wie z.B. politische Theorie oder internationale Beziehungen), findet man unter den von den Nazis Vertriebenen auch eine nicht unbedeutende Zahl, die letztlich die Vertrautheit mit zwei so verschiedenen Welten zu ihrem Betätigungsfeld machten. Die transatlantisch tätigen Rechtsanwälte und -berater wirkten beispielsweise, lange bevor Winkeladvokaten vom Schlage eines Ed Fagan die Bühne betraten, bei Restitutionsverfahren mit; dass sie sich mit geringeren Erfolgen als ihre gierigen Nachfolger zufrieden geben mussten, ist eine der bitteren Ironien der Nachkriegsgeschichte. Das Kapitel über emigrierte Juristen als Anwälte setzt jenen, die meinten, mit den Nachfolgestaaten des Dritten Reiches und profitierenden Zaungästen wie den Schweizer Banken zu befriedigenden Vereinbarungen kommen zu können, ohne sich des Drucks der Presse bedienen zu müssen, ein würdiges Denkmal.

Hingegen wird man an dem Abschnitt, der den Juristen gewidmet ist, die in den US-Universitäten Fuß fassen konnten, entgegen halten müssen, dass es bei der Auswahl der dort Porträtierten die Proportionen nicht ganz getroffen hat. So fehlt Josef L. Kunz völlig, Leo Gross wird nur einmal erwähnt, und Hans Kelsens Name kommt zwar in dem Buch vor, der Einfluss, den alle drei ausübten, wird dabei aber nicht sichtbar.

Da beide Autoren Deutsche sind, darf die Geringschätzung der Österreicher und deutscher Bürger der Tschechoslowakei (wie Karl W. Deutsch, Hans Kohn) fast schon erwartet werden.

Stiefels eigene Tätigkeit in der Research and Analysis Branch des Office of Strategic Services ist Grund dafür, dass dieser Institution und den dort Beschäftigten breiter Raum gegeben wird. Da in amerikanischen Studien über die Frühgeschichte des Geheimdienstes den dort beschäftigten Emigranten relativ wenig Beachtung geschenkt wurde und die deutschen Veröffentlichungen dazu sich vor allem auf die Rolle der dort Unterschlupf findenden Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung konzentrierten, sind die Ausführungen dazu für deutsche Leser jedenfalls ein Gewinn.

Gleiches lässt sich über die knappen Schilderungen sagen, die den verschiedenen Hilfskomitees gewidmet sind, welche den Vertriebenen den Neustart erleichtern wollten. Die prominente Rolle, die dabei zwei Privatpersonen spielten, wird hier erstmals publik gemacht: Der aus Deutschland gebür-

tige Harvard-Professor Carl J. Friedrich und sein junger Juristenkollege David Riesman (der später zur Soziologie wechseln sollte und hier zu einem führenden Exponenten der nicht-quantitativen Sozial- und Kulturanalyse wurde; Emigranten wie Erich Fromm verdankten ihm viel) gründeten knapp nach Beginn des Zweiten Weltkriegs ein Komitee, das sich zur Aufgabe machte, deutschen Juristen beim Neustart zu helfen. Die beiden versuchten, die Dekane amerikanischer Law Schools davon zu überzeugen, dass man den Deutschen und Österreichern einen Teil ihrer europäischen Ausbildung anrechnen und ihnen Studienplätze zur Verfügung stellen sollte. Die Darstellung dieser Initiative hätte noch ein wenig mehr Tiefenschärfe gewonnen, wenn die Autoren nicht nur die in New York deponierten offiziellen Akten dieses Komitees herangezogen hätten, sondern auch den Briefwechsel zwischen Friedrich und Riesman, der im Archiv der Harvard University liegt, benutzt hätten.

Das Buch ist trotz dieser und einiger weiterer Einwände, die man vorbringen könnte (einer könnte sich darauf beziehen, dass dem Leser nicht klar gemacht wird, warum welche Personen wie ausführlich behandelt werden, weshalb der weniger Informierte vielleicht den Eindruck gewinnen könnte, es handle sich um eine Gesamtdarstellung aller emigrierten Juristen), jedenfalls all jenen vermeintlich patriotischen Darstellungen überlegen, die meinen, Emigrationsgeschichte eigne sich als Vehikel für Lobhudeleien, die die Vertreibung als Kulturmission porträtieren.

Christian Fleck
(Graz)

Hauke Janssen: Nationalökonomie und Nationalsozialismus. Die deutsche Volkswirtschaftslehre in den dreißiger Jahren. 2. überarbeitete Auflage [zuerst 1998]. Marburg: Metropolis 2000 (= Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie. 10.), 716 Seiten. Preis: € 49.90. ISBN 3-89518-280-X.

Nur zwei Jahre, nachdem diese Dissertation das erste Mal erschien, liegt nun eine erweiterte Auflage vor. Offenkundig gab und gibt es einen Nachholbedarf an Wissen darüber, was aus der Nationalökonomie unter den Nazis wurde und was Nationalökonomien unter den Nazis taten. Letzteres ist in der Neuauflage dank eines Personenregisters nun im Einzelfall leichter nachzuschlagen. Das schon in der Erstauflage enthaltene, nahezu hundert Seiten umfassende biobibliografische Verzeichnis tut immer noch seine zweckdienlichen Dienste, erspart es einem doch in zahllosen verstreuten Werken, Zeitschriften und Nachschlagewerken selbst nach den entsprechenden Informationen zu fahnden. Es ergänzt das von Harald Ha-

gemann und Claus-Dieter Krohn jüngst herausgebrachte „Biographische Handbuch der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933“¹ durch Informationen über die Daheimgebliebenen.

Nach einem knappen Überblick über den Stand der Diskussion schildert das zweite Kapitel die deutsche Volkswirtschaftslehre in den Zwanzigerjahren als „zwischen Historismus und Neoklassik“ angesiedelt. Kapitel drei ist der „Gleichschaltung“ 1933 gewidmet, und das umfangreiche, sich über mehr als dreihundert Seiten erstreckende vierte Kapitel schildert die Entstehung und Entwicklung einer neuen Wirtschaftslehre in Deutschland nach 1933.

Janssen hält sich erfreulicherweise fern von jenen unter Soziologen leider nur zu häufig verbreiteten forschenden Werturteilen über Sozialwissenschaftler während der Nazizeit und konzentriert sich stattdessen, vor allem im vierten Kapitel, auf eine detaillierte Rekonstruktion der unterschiedlichen Anläufe, eine spezifisch nationalsozialistische Variante zu entwickeln. Sozialpolitik, Geld- und Konjunkturtheorie und die „neue Wirtschaftslehre“ werden eingehend analysiert. Janssen kommt zum Schluss, dass es im Dritten Reich Nationalökonomien gab, von denen sich viele den Nazis andienten, aber der Bruch zur Zeit vor 1933 war stärker als irgendwelche Kontinuitäten. Letztere fehlen, weil die Nationalökonomie vor 1933 in verschiedene, einander heftig bekämpfende Richtungen zerfallen war und diese Divergenzen auch nach 1933 nicht vollständig überbrückt werden konnten. Die sich den Nazis Andienenden und die, welche deren Ideologie ungeteilt unterstützten, konnten dennoch keine „deutsche Schule“ errichten.

Wohlthuend enthält sich Janssen wohlfeiler Polemiken und konzentriert sich stattdessen vor allem auf dogmenhistorische Rekonstruktion. Ein bemerkenswertes Werk für einen Dissertanten, das wohl noch lange Zeit ein vorzügliches Referenzwerk auch für Interessierte aus Nachbardisziplinen bleiben wird.

Dass das letzte forschersische Wort über die Nationalökonomie im Dritten Reich noch nicht gesprochen ist, mag man daran erkennen, dass einige (zugegeben nicht zentrale) Entwicklungen von Janssen nicht berücksichtigt wurden: Die Rolle der Rockefeller Foundation für die Nationalökonomie in Deutschland und Österreich wird zwar, vor allem was deren Stipendienvergabe betrifft, aus der Sekundärliteratur zitiert, andere aufschlussreiche Dokumente aus deren Beständen wurden aber nicht herangezogen (wie überhaupt der Großteil der Darstellung auf veröffentlichtem Material be-

ruht, was das gespenstisch lange Beschweigen der Beziehung zwischen Nazis und Nationalökonomie nur umso unverständlicher werden lässt; man hätte ja nur lesen müssen). Aus ihnen hätte Janssen beispielsweise ergänzende Details über die Machtwechsel im Kieler Institut entnehmen können, oder Gunnar und Alva Myrdals beeindruckende Schilderung der Verhältnisse dort im Sommer 1933 heranziehen können.

Obwohl der österreichischen Schule und den Entwicklungen in Österreich durchaus Aufmerksamkeit gewidmet wird, fand ich über das Deutsche Institut für Volkswirtschaftslehre, das irgendwann nach 1938 eine Dependence in Graz eröffnete, nichts, und die Rolle des ehemaligen Wiener Konjunkturforschungsinstituts im Rahmen der auf den Balkan gerichteten Tätigkeit der „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaft“, über die jüngst Fahlbusch Andeutungen machte,² fand keinen Eingang mehr in die Neuauflage.

Diese Hinweise sollen keine Kritik sein, sondern bloß darauf aufmerksam machen, dass noch einiges zu entdecken bleibt. Es ist zu hoffen, dass Janssen (der Metropolis Verlag ist so altmodisch, über seine Autoren keine Zeile zu verschwenden) Gelegenheit hat oder findet, über die Geschichte der Nationalökonomie weiter zu arbeiten.

Christian Fleck
(Graz)

Wolfgang Fritz: Der Kopf des Asiaten Breitner. Politik und Ökonomie im Roten Wien. Hugo Breitner, Leben und Werk. Wien: Löcker 2000, 559 Seiten. Preis: € 40.90. ISBN 3-85409-308-X.

Wolfgang Fritz, Beamter im Wiener Finanzministerium, legt mit dieser Biografie die Früchte zehnjähriger nebenberuflicher Recherchen über diesen bemerkenswerten österreichischen Politiker vor. Der Zeitpunkt hätte nicht schlechter (oder vielleicht doch nicht besser?) gewählt werden können, um der Politik eines Mannes ein Denkmal zu setzen, die zu keinem Zeitpunkt seit seinem Tod im amerikanischen Exil 1946 unzeitgemäßer erscheinen musste als heute. Das Buch ist im wesentlichen eine Biografie des Wiener Finanzstadtrats, des öffentlichen Breitners also; sein Privatleben wird nur so weit beleuchtet, als es die Quellen erlauben und es Fritz für das Verständnis des Politikers nötig erscheint.

Breitners Lebensweg ist unter mehreren Aspekten bemerkenswert. Zuerst einmal ist der 1873 in Wien als Sohn eines jüdischen Getreidehändlers

¹ Vgl. Christian Flecks Besprechung in: Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich. Newsletter (Graz), Nr. 20 (Juni 2000), S. 40-42.

² Vgl. Michael Fahlbusch: *Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutsche Forschungsgemeinschaft“ von 1931-1945*. Baden-Baden: Nomos 1999.

Geborene ein ziemlich untypischer Vertreter der politischen Elite der österreichischen Sozialdemokratie der Ersten Republik. Er brach seine gymnasiale Schulausbildung wohl auch als Nebenfolge einer erst spät entdeckten Kurzsichtigkeit ab und wechselte an die Handelsakademie. Danach trat er als Schalterbeamter in die Österreichische Länderbank ein, engagierte sich in der Bankbeamten-Gewerkschaft und arbeitete sich dann in seiner Bank bis zum Direktor hoch. Daneben schrieb er für Tageszeitungen und kultivierte den Habitus eines Verehrers dessen, was später „Hochkultur“ geschimpft werden sollte. Den Direktorenposten gab Breitner 1918 zugunsten des Amtes eines Stadtrats für Finanzen der Gemeinde Wien auf, das er vierzehn Jahre lang ausüben sollte, ehe er 1932 zurücktrat. Ein knappes Jahr danach wurde Breitner im Zuge der Februarereignisse zeitweilig verhaftet. 1938 gelang ihm gemeinsam mit seiner zweiten Frau und den beiden kleinen Kindern aus dieser Ehe die Flucht in die USA, wo er sich, mittlerweile über 60 Jahre alt, mehr schlecht als recht durchschlug.

Die Stärke von Fritz' Darstellung liegt in den rund dreihundert Seiten, die er dem Finanzstadtrat widmet. Unter Benutzung der ihm zugänglichen Dokumente und Vorarbeiten schildert Fritz die Tätigkeit Breitners, wie nicht anders zu erwarten, wohlwollend, räumt aber auch den gegen Breitner laut gewordenen Stimmen ausreichend Platz ein. Zu kurz kommt in der Analyse die Rolle der internationale „Aufpasser“ vom Völkerbund und anderen Institutionen, wodurch Fritz das Wirken Breitners ein wenig zu stark aus einem rein innenpolitischen Blickwinkel schildert.

Das lebhaftes Bild, das hier gezeichnet wird, lässt den Leser einen prinzipienfesten und doch improvisationswilligen Politiker kennen lernen, der ohne jede Eitelkeit und rein der Sache hingegeben agierte – der von seinen Gegnern als „Steuerbol-schewist“ Verteufelte war geradezu die Inkarnation eines Max Weberschen Politikers. Das berühmte Wohnbauprogramm des Roten Wien wäre ohne Breitners Einfallsreichtum nicht zustande gekommen.

Es ist keineswegs Beckmesserei, wenn darauf hingewiesen wird, dass Fritz dem Schicksal Breitners nach seiner Flucht aus Wien vergleichsweise weniger Beachtung schenkt. Aus Gründen, die dem Verfasser nicht anzulasten sind, hatte er offenbar keine Gelegenheit gefunden, auf jene Dokumente zugreifen zu können, die sich darüber verstreut finden. Bekannt ist und wird von Fritz nochmals detailliert dargelegt, dass Breitner nach Kriegsende nicht nach Österreich zurückgerufen wurde. Was er in den acht Jahren in den USA tat, wird hingegen ein wenig zu kurz abgehandelt.

Dank der einflussreichen New Yorker Journalistin Dorothy Thompson, die das Rote Wien besuchte

und über dieses freundlich berichtet hatte, gelang es Breitner, in New York trotz seines hohen Alters Fuß zu fassen. *Dr. Breitner [...] brought in his fine curriculum vitae [...] with the supporting statement from Dorothy Thompson. Breitner came in while I was in Washington, but my secretary speaks of him as being one of the finest refugees who has visited this office. He is an authority on housing and is a cultivated man with the usual Austrian charm. My secretary thinks that he appears a little older than his years. He is fifty-six but undoubtedly the trials of the past year have probably left their mark on him. I shall try to see Breitner myself,* heißt es in einem Brief des Präsidenten des „Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars“, Stephen Duggan (an President Russell Story, Claremont College, Calif., 8. Mai 1939, Hugo Breitner File, Box 47). Es ist eine jener kleinen Ironien der Geschichte, dass in der amerikanischen Kultur, die so stolz auf ihren Egalitarismus ist, Breitner dort durchwegs als „Dr. Breitner“ titulierte wurde, weil sich amerikanische Intellektuelle offenkundig nicht vorstellen konnten, dass ein Nicht-Akademiker eine so tiefeschürfende Politik machen hätte können. Duggan scheint dann darauf vergessen zu haben, von sich aus Breitner nochmals zu kontaktieren, und dieser war zu nobel, um den Bittgang ein zweites Mal anzutreten.

Als Experte für Wohnbaufragen fand Breitner zu seinem eigenen Nachteil zwar regelmäßig Verwendung, wenn es darum ging, die Qualifikation anderer Exilanten zu beurteilen, sein eigenes Schicksal war allerdings während der ganzen Jahre im US-Exil dasjenige eines Mannes, der sich und seine Familie mit schlecht bezahlten, kurzzeitigen Beschäftigungen über Wasser halten musste. Dazu dürfte neben seinem Alter und den Problemen mit der englischen Sprache auch beigetragen haben, dass Breitner ein Mann war, der für andere kämpfen konnte, in eigener Sache aber viel zu defensiv auftrat.

Ein berührendes Dokument des verzweifelten Versuchs, beruflich Boden unter den Füßen zu bekommen, findet sich im nur teilweise erhalten gebliebenen Briefwechsel zwischen Joseph A. Schumpeter und Breitner. Der berühmte Ökonom, an den sich Breitner um Rat gewandt hatte, bemühte sich redlich, dem Neuankömmling zu Hilfe zu kommen. Als Breitner daran dachte, ein Studium zu beginnen, um durch einen amerikanischen College-Abschluss seine Aussichten auf einen Job zu verbessern, riet ihm Schumpeter dringend ab und machte andere Vorschläge. Dieser Briefwechsel ist aber auch deswegen von Interesse, weil er zu zeigen vermag, dass die Trennlinien der politischen Lager, um die in der historischen Literatur so viel Wind gemacht wird, im persönlichen Verkehr zwischen Gegnern von früher nicht so tief waren, wie man vermuten würde. Schumpeters

Hilfe, die er leichtherdings hätte verweigern können, ist dafür Beleg. Das schnöde Abservieren Breitners durch die Renners & Co nach 1945 ist der Beleg für die gegenteilige Haltung.

Fritz' Studie ist jedenfalls ein feines Denkmal für einen Großen aus Österreichs Vergangenheit.

Christian Fleck
(Graz)

Die Alfred Klahr Gesellschaft und ihr Archiv. Beiträge zur österreichischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Herausgegeben im Auftrage der Alfred Klahr Gesellschaft von Hans Hautmann. Wien: Alfred Klahr Gesellschaft 2000 (= Alfred Klahr Gesellschaft, Quellen & Studien 2000.), 389 Seiten. Preis: € 18,17. ISBN 3 - 9501204-0-8.

In manchen Ländern zog die kommunistische Partei Intellektuelle mehr an als Arbeiter. Österreichs Kommunistische Partei könnte dafür als Beleg zitiert werden. Bereits ihre Gründung war die Kopfgeburt einer Handvoll junger Intellektueller, zu deren lautesten die drei Kinder des Wiener Privatgelehrten Rudolf Eisler gehörten, der in der Frühgeschichte der Soziologie in Österreich als Autor eine wichtige Rolle spielte. Während die Tochter Ruth Fischer schon Ende der 1920er-Jahre dem Kommunismus ade sagte und fortan als Agentin Leo Trotzki's, des CIAs und anderer Gottseibeiuns der Stalinisten stigmatisiert wurde, blieben die beiden Söhne der Partei bis zum Ende treu: Gerhard Eisler brachte es zu unrühmlicher Bedeutung als wirklicher Agent Stalins und dann als Geheimdienstler in der DDR, während der zeitlebens mit der Boheme liebäugelnde Komponist Hanns Eisler der DDR zwar die Hymne vertonte, es aber immer dann, wenn es für ihn in Ostberlin ungemütlich zu werden drohte, seinen österreichischen Pass hervorkramte und in der Wiener Heimat wartete, bis der Sturm vorüber war. Den drei Eisler-Kindern erging es allerdings in jeder Hinsicht besser als anderen Gründungsmitgliedern der KPÖ, beispielsweise Franz Koritschoner, der während des Hitler-Stalin-Pakts von der Sowjetunion, wohin er nach 1934 geflüchtet war, an die Nazis ausgeliefert wurde.

Auch zu den letzten Getreuen dieser dritten österreichischen Partei im Verfassungsrang (bekanntlich findet sich der Name der KPÖ neben denen der ÖVP und der SPÖ in Gesetzen anlässlich der Wiedererrichtung der Republik Österreich genannt, etwas woran man in nahezu jeder KPÖ-Veröffentlichung erinnert zu werden pflegt, ganz so, als sei Verfassungstreue das Markenzeichen hiesiger Kommunisten) gehören folgerichtig Intellektuelle. Ihre soziale Position veranlasste einige, ihrer dahinsiechenden Partei durch Gründung ei-

nes Archiv- und Bibliotheksvereins, einer wissenschaftlichen Gesellschaft also, zu dienen. Für diese Gesellschaft suchte man einen unverdächtigen Namenspatron und fand ihn in Alfred Klahr, dem ja sogar katholische Historiker attestieren, dass er Großes für Österreich geleistet habe, da er dessen separate Existenz bewiesen habe (was immer das bedeuten möge); da Klahr 1944 vierzigjährig von den Nazis ermordet wurde, passte er auch allen folgenden Zentralkomitees gut ins Konzept, und da auf seinen frühen Tod weder stalinistischer Terror noch Blödheit von Parteibonzen oder Sowjetbürokraten einen nachweisbaren Einfluss nahmen, wurde er zu einer Ikone des KPÖ und blieb das über ihr reales Ende hinaus. Allein, die eherne Wahrscheinlichkeit der politischen Selbstzerstückelung kommunistischer Parteien hätte ihn, im Fall, dass er die Nazis überlebt hätte, wohl um diese Rolle gebracht. Während der letzten acht Jahrzehnte attrahierte die KPÖ auch einige bedeutendere Intellektuelle, doch da die meisten sich von der Partei wieder abwandten, kamen sie als Namenspatrone auch nach der zweiten Ent-Stalinisierung der KPÖ für deren Archivverein wohl nicht in Frage – so weit wollten die der Idee der Rehabilitation aufgeschlossenen Vereinsgründer nicht gehen, dass sie ihren Verein beispielsweise nach Ruth Fischer oder nach dem mit dieser nicht verwandten Ernst Fischer oder irgend einem anderen Renegaten oder Revisionisten benannt hätten.

Nun lebt Alfred Klahr also weiter als Namenspatron jenes Vereins, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die *Bestände des Archivs und der Bibliothek der KPÖ zu verwalten und sie für wissenschaftliche Forschungen bereitzustellen*. Seit dem Vorjahr gibt die Alfred Klahr Gesellschaft, finanziell wohl auch von der KPÖ ermöglicht, der allerdings im Impressum nicht gedankt wird, auch ein Jahrbuch heraus, worin historische Arbeiten publiziert werden, die der KPÖ Ehre bereiten sollen und nicht allzu sehr quer zur jüngsten Geschichtsauffassung dieser Gruppierung liegen. Ergo suchte man sich Themen und Fragen, die innerhalb und am Rande der sich tapfer immer noch kommunistisch nennenden Partei keine weiteren Fraktionskämpfe auszulösen versprechen.

Unter den acht Themen darf eines über den Beitrag der KPÖ zur Nationswerdung Österreichs nicht fehlen, ebenso gehört es zur Tradition kommunistischer Gruppen, vorweg Programmatisches zu verlautbaren. Auf beides ist hier nicht näher einzugehen. Der Vollständigkeit willen sei noch angeführt, dass weitere Artikel sich mit dem Polizeilichen Hilfsdienst für die russische Kommandantur in Wien des Jahres 1945, mit der Biografie der lebenslang parteitreuen Journalistin Eva Priester und der Verfassungsnovelle 1929 beschäftigen.

Der „wissenschaftliche Leiter der AKG“ Willi Weirner schildert auf siebzig Seiten die Geschichte des Archivs und der Bibliothek der KPÖ, worin er allerhand Unterhaltsames und Belehrendes über das Tagblatt Archiv und jenes der Volksstimme zu berichten weiß und sich durch Namensnennung auch an jenen rächt, die dem Parteiarchiv Bücher und andere Materialien entzogen haben; so essentielle Dinge wie das Kaderarchiv oder die Berichterstattung der österreichischen Partei an die Komintern und Kominform, oder wie die Zentrale in Moskau sonst noch hieß, werden allerdings mit keinem Wort angesprochen. Die über Jahrzehnte gesponnene Legende, die KPÖ sei eine Partei wie jede andere – noch dazu *eine der drei demokratischen Österreichs* (S. 40) –, soll wohl nicht beschädigt werden.

Die beiden, für dieser Partei Fernerstehenden interessantesten Teile sind der auszugsweise Abdruck des Briefwechsels zwischen Otto Neurath und Walter Hollitscher aus den Jahren 1934 bis 1941. In der Einleitung dazu bemühen sich Peter Goller und Gerhard Oberkofler den 1911 geborenen Hollitscher (er starb 1986) nicht nur vorzustellen, sondern ihn auch gegen jedermann, der ihn irgendwann kritisierte, zu verteidigen. Das klingt dann über lange Strecken wie aus den alten Tagen der kommunistischen Weltbewegung, wo es um Kämpfe gegen Revisionisten, die richtige Ausdeutung des dialektischen Materialismus und andere subkulturelle Skurrilitäten ging. Die wirklich interessante Frage, warum Hollitscher sich zeit lebens, oft wider besseren Wissens, Parteibürokraten unterwarf, wird nicht gestellt, weil wieder einmal der Kalte Krieg als Universalerklärung für alles und jedes herhalten muss. Dass Hollitschers Karriere als Philosophieprofessor in der DDR nur drei Jahre währte und er 1953 einer der sattsam

bekanntesten Intrigen zum Opfer fiel, die in der KP-Welt nie als Machtkämpfe zwischen rivalisierenden Eliten, sondern immer als „Kampf um die Reinheit des Marxismus“ ausgefochten wurden, obwohl immer jene siegten, die über die besseren Drähte zu den real Mächtigen verfügten, gereicht den beiden Autoren dazu, nun ihrerseits mit *nachmaligen Parade-Dissidenten bürgerlicher Medien* abzurechnen. All das bietet eine wenig erfreuliche und schon gar nicht belehrende Lektüre.

Die Briefe zwischen dem „Dialektikauftraggeber“ Neurath und dem fast drei Jahrzehnte jüngeren „ergebenen Schüler“ Hollitscher sind hingegen aufschlussreich, weil sich in ihnen philosophische Diskussionen und organisatorische Mitteilungen die Waage halten und beide Korrespondenzpartner einander berichten, was sie tun, denken und vor haben.

Ein anderer für Parteigeschichtsschreiber unproblematischer Fall ist der 1946 jung verstorbene Albert Fuchs. Seine Autobiografie „Ein Sohn aus gutem Haus“, die bislang nur gekürzt wieder abgedruckt vorlag, findet sich hier nun vollständig abgedruckt und wird ergänzt durch Briefe an Erwin Chargaff aus den Jahren 1938 bis 1946, einem Jugendfreund von Fuchs, sowie weitere Dokumente zu Fuchs' Leben und Werk.

In Summe bietet das erste Jahrbuch ein sehr gemischtes Lektürevergnügen. Es bleibt abzuwarten, ob die Alfred Klahr Gesellschaft sich in näherer Zukunft auch problematischeren Teilen der Geschichte ihrer Partei zuwenden wird.

Christian Fleck
(Graz)

Notizen

at.award 2001 in Gold für die virtuelle Ausstellung über Ernest Manheim

Am 16. Oktober 2001 wurde in einer Festveranstaltung im Wiener Museumsquartier die vom „Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich“ in Zusammenarbeit mit der Firma wukonig.com (Graz) gestaltete virtuelle Ausstellung über Ernest Manheim in der Kategorie „Ausbildung / Forschung / Universität“ mit dem renommierten at.award 2001 in Gold ausgezeichnet. Unter den 750 eingereichten Arbeiten wurden einundzwanzig Arbeiten prämiert, davon nur vier mit Gold. Die Ausstellung ist auf der Homepage des Archivs zu finden:

<http://www.kfunigraz.ac.at/sozwww/agsoe/manheim/>
oder (neu) Internetadresse der Universität Graz:
<http://www.uni-graz.at/manheim/>

Ausstellung über Marie Jahoda

Das „Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich“ arbeitet an einer virtuellen Ausstellung über Marie Jahoda, wobei auch Teile ihres Nachlasses zugänglich gemacht werden sollen.

Diese Ausstellung wird in verkleinerter Form auch als reale an der Universitätsbibliothek Graz gezeigt. Die Eröffnung dieser Ausstellung wird am 3. Juni 2002 stattfinden (voraussichtliches Ende am 2. August 2002). Weitere Informationen siehe: <http://www.kfunigraz.ac.at/ub/ausstellungen/>

Neues Vorstandsmitglied

In der Generalversammlung der „Österreichischen Gesellschaft für Soziologie“ in Linz wurde am 7. Dezember 2001 Josef Hochgerner zum neuen Präsidenten gewählt ist damit Kraft seines Amtes neues Vorstandsmitglied des Archivs.